



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Müller, Willi: Blicke in die Welt der tonangebenden Pariser Gesellschaft zur
Zeit des ersten Kaiserreichs : der alte Geist in den neuen Salons

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Blicke in die Welt der tonangebenden Pariser Gesellschaft zur Zeit des ersten Kaiserreichs

Der alte Geist in den neuen Salons

Von Willi Müller

Nach den nicht gerade ermutigenden Erfahrungen, die man während der Zeit der kaleidoskopisch wechselnden Bilder, wie sie Jakobinerherrschaft, Direktorium und Konsulat malten, mit dem Verfassungsleben der französischen Republik gemacht hatte, schien dem hochstrebenden Napoleon Bonaparte und seinem genialen Minister Talleyrand das Wohl des Staates innerhalb des goldenen Reifes einer Krone am besten geborgen zu sein; und so vollzog sich 1804 die Metamorphose des zuletzt nur noch nominellen Triumvirates in die durch Volksbeschluss sanktionierte Monarchie, das Kaisertum. Aber wie vielfältig die innerpolitischen Zustände Frankreichs seit dem Ausbruch der Revolution sich auch verändert hatten — im gesellschaftlichen Leben der leitenden Kreise wirkten die lockeren Sitten des ancien régime noch immer nach, und von einem Wandel der Moral, wie er erfahrungsmäßig durch die Zeit bewirkt zu werden pflegt, war, zumal in Paris, nichts zu spüren; es herrschte nach wie vor der unabwiesliche Drang, intensiv zu genießen und sich voll auszuleben. Und immer wieder taucht aus den chaotischen Strömungen der napoleonischen Tage die Frau auf mit ihrem maßgebenden Einfluß auf alle möglichen Verhältnisse und besonders natürlich auf die mehr oder minder glückliche Gestaltung der Ehen. Selbstverständlich gab es während der Jahre des Kaiserreiches Eheleute, die in ihren Anschauungen und ihrer Lebensweise untadelig dastanden, und es wäre unrecht zu leugnen, daß, so groß auch die Entfremdung mancher Gatten war, Verbindungen zwischen Mann und Frau existierten, die den besten Traditionen entsprachen, Ehen, in denen die Gatten voller Liebe zusammen alterten wie Philemon und Baucis und später der überlebende Teil sich nach orphischem Muster an den anderen klammerte, der nicht mehr war. Aber so ideale Zustände fanden sich nicht überall. Manche Schöne war als Tänzerin auf Bällen zwar von großem Liebreiz und als Nachbarin beim Diner amüsant genug, hatte aber für die Häuslichkeit wenig Sinn und zog, verlockt durch die großen Freiheiten, die die Frauen jener Tage genossen, pseudo-konjugale Unterhaltungen einem geordneten Leben vor; der Mann aber drückte wohl, falls nur öffentlicher Skandal vermieden wurde, ein Auge zu, besonders wenn der Geliebte der Gemahlin den gesellschaftsfähigen Kreisen angehörte. Viele Lebendamen machten sich die Weisheit der Sonnenuhren zu eigen: *Horas non numero nisi serenas*, aber heitere Stunden waren ihnen eben nur die unerlaubten erotischen Genüssen gewidmet. Es gehörte zur napoleonischen Zeit fast zu den Ehrentiteln schöner Frauen, eine nicht ganz makellose Vergangenheit zu haben. Der Nimbus einer Tugendhaften wurde getrübt durch den Verdacht, sie sei minder begehrt und daher der Versuchung weniger ausgesetzt gewesen. Natürlich sündigten auch die Männer, und hatte einer der Gatten die Ehe erst zu einem dreieckigen Verhältnis gestaltet, so wurde sie ganz von selbst leicht zum Viereck und schließlich zum Polygon. Ja man kann geradezu sagen: es herrschte in manchen Ehen erst dann Friede, wenn der Mann seine *Maitresse* und die Frau ihren Liebhaber hatte. Und durch die häufigen Geldheiraten, die „Sterling-Lieben“, wie Frau Elliot-Dalrymple, die ebenso welterfahrene wie schöne Freundin des Prinzen von Wales, sie nannte, wurden solche Zustände begreiflicherweise geradezu großgezogen.

Regier gesellschaftlicher Verkehr begünstigte Extravaganzen aller Art. Napoleon hegte den Wunsch, daß alle Würdenträger seines Reiches ein großes Haus machten, und nur gar zu gern entsprachen die Gattinnen dieser Herren der

kaiserlichen Anregung. Selbst die Junggesellen mußten repräsentieren, wie der Erzreichskanzler und Mitarbeiter am Code Napoleon, Herr Cambacères, als Schlemmer nicht minder bedeutend wie als Jurist; seine lukullischen, von dem berühmten Koch Méot hergerichteten Dinern, zu denen sämtliche Departements Frankreichs und die vielen ihm damals angegliederten Länder Leckerbissen aller Art wie kostbare Getränke beisteuerten, erfreuten sich eines großen Rufes und wurden auch durch die Anwesenheit liebenswürdiger Frauen verschönt, von denen man allerdings, um die Festlichkeiten prunkvoller zu gestalten, erwartete, daß sie in Schleppkleidern kamen. Das war den holden Teilnehmerinnen dieser Genüsse aber lästig, und Frau v. Rochefoucauld, Ehrendame der Kaiserin Josephine, machte eines Tages ihrem Ärger Luft, indem sie, ohne Schleppe erschienen, sich damit entschuldigte, daß sie direkt von Ihrer Majestät komme und nicht mehr Zeit gehabt habe, die Toilette zu wechseln. Aber punkt halb neun Uhr verließen die Gäste ihren Wirt, der dann zu seiner Geliebten, der Schauspielerin Fräulein Guizot, fuhr. Frau v. Rochefoucauld war eine der wenigen dem alten königstreuen Adel angehörigen Damen, die sich bald nach Errichtung des Kaiserthrones um eine Stellung in dem napoleonischen Hofstaate bemühten; erst nach und nach erkannten jene Kreise, sie müßten im eigenen Interesse den veränderten Umständen Zugeständnisse machen und darüber hinwegsehen, daß an den Händen des neuen Herrn das Blut des Herzogs von Enghien klee. Die meisten Damen der royalistischen Sphäre schwelgten immer noch in pikanten Reminiscenzen aus der Zeit Ludwigs XV. und XVI. und malten sich den zukünftigen Hof des achtzehnten Königs gleichen Namens mit leuchtenden Farben aus. In schroffem Gegensatz zu diesen Familien stand der zum Teil aus den Reihen der Königsmörder hervorgegangene neue Adel, und so glichen die freilich nicht allzu zahlreichen Salons, deren Türen sich beiden Welten öffneten, Gärten, in denen ein neuer Seng mit wuchernden Blütenranken die halb abgestorbenen Zweige einer versinkenden Vegetation umspann.

Die militärischen Kreise

Wichtige Faktoren der Gesellschaft des ersten französischen Kaiserreichs bildeten naturgemäß die Vertreter der Armee. Wir sind gewohnt, die lorbeerbesäumten Gehilfen des Schlachtenkaisers im Kampenlicht der Bühne zu sehen, auf der sich die Weltgeschichte abspielt; gern aber folgen ihnen unsere Blicke auch, wenn nach den Aktzwecknissen des großen Dramas für einige Zeit der Vorhang fällt, hinter die Kulissen; ihre rein menschlichen Seiten, die wir hier kennen lernen, ergänzen das Bild, das wir uns entwarfen, und verschieben es zugunsten des einen und zum Nachteil für den anderen, denn Klio ist rücksichtslos und deckt auch die Schwächen der Menschen auf. Diese napoleonischen Offiziere — größtenteils so begeistert für ihren Beruf wie etwa Venans „Werber“ — traten an die Stelle der Edelleute der Königszeit; sie waren ein Schwertadel, „Emporkömmlinge des Heroismus und der Gloire“; erst gegen Ende des Kaiserreiches wurde man sogar in ihren Reihen des ewigen Kriegsführens müde. Zweifellos gab es unter ihnen in den hohen wie in den niederen Chargen fein gebildete Männer, aber im ganzen und großen setzten sich diese Kreise doch ziemlich bunt aus den verschiedenartigsten Bestandteilen zusammen, auch in ihren oberen Regionen; selbst viele Marschälle waren ohne jegliche Bildung und entstammten den kleinsten Lebensverhältnissen. Der „Abbé“ Murat — so genannt, weil er ursprünglich Priester werden sollte — war der Sohn eines Schankwirts; der Marschall Brune fungierte einst als Faktor in einer Druckerei, der General Larochette fristete eine Zeitlang als Trompeter seine Existenz; Ney war Sprößling eines Böttchers, Lannes eines Färbers; Masséna, armer Leute Kind, sehen wir zunächst als Schiffsjungen auftauchen, und Augereau — bevor er ein berühmter Marschall wurde, Pariser Gamin — entstammte der Verbindung eines Maurergesellen mit einer Obsthändlerin; der rohe und grausame Vandamme aber ent-

puppt sich bei näherer Betrachtung als ein infolge der Revolution freigekommener Galeerensträfling. Fürwahr, nicht mit Unrecht glaubte jeder napoleonische Soldat, vom General bis zum Tambour, auch sein Tornister berge den Marschallstab. In den Salons freilich, die man, den Trägern erster Rollen gegenüber, wie heute, so damals, auch mit Statisten zu mißbilligen gezwungen war, galten diese berühmten Männer, die nie Gelegenheit gehabt hatten, sich die Geheße des guten Tones anzueignen, nach dem alten Rechtsfage: ignorantia legis nocet nur als — allerdings hochwillkommene — Dekoration; sie litten oft an allerhand gesellschaftlichen Untugenden, wie beispielsweise der vielgenannte Marschall Berthier, der mit der häßlichen Angewohnheit behaftet war, an seinen Nägeln zu kauen. Daneben hatte er freilich Passionen, die bei einem napoleonischen Marschalle auffallen: seinem Nachlaß entstammt eine Straduarius im Werte von 120 000 Mark, die sich heute im Besitze Franz v. Yeseys befindet.

• Trotz solcher in bezug auf die Umgangsformen nicht ganz einwandfreien Elemente nehmen aber im gesellschaftlichen Leben der Empirezeit die Offiziere doch unbedingt den ersten Platz ein — kein Wunder, wenn man bedenkt, daß der größte Feldherr seiner Zeit die Krone Frankreichs trug und Bellonas Günstig sie ihm aufs Haupt gedrückt hatte. Die Uniform wob um diese schlachterproben Kampfgenossen des Kaisers einen verklärenden Schimmer, der sie freilich mit einem Selbstgefühl erfüllte, das guten Beziehungen zum Zivil nicht immer dienlich war, und um so weniger, als es vielen dieser Söhne des Mars eben an dem wünschenswerten Taktgefühl gebrach. Der Rausch kriegerischen Ruhmes trug sie in die Sphäre von Halbgöttern empor, und so spielte mancher von ihnen, der die Erziehung eines Parvenüs genossen hatte, völlig unberechtigterweise den großen Herrn. Das ging bis in die höchsten Stellen hinauf. So ließ, um nur einen von vielen zu nennen, General Junot oft genug den Emporkömmling ahnen, freilich meist, nachdem er sich mildernde Umstände angetrunken hatte. Möglicherweise war er allerdings nicht ganz normal; er endete wenigstens durch Selbstmord mit Hinterlassung einer Schuldenlast von drei Millionen Franken. Bezeichnend für das auffällige Betonen eines gewissen prohenhaften Grandseigneuriums sind die Preise, die er für seine Liebesfreuden zahlte; in einem Falle wurde dem General Thiebault, der uns davon erzählt, eine Spende von 12 000 Franken bekannt. Ähnlich verfuhr Murat, der, wenn er in Madrid zu seiner Maitresse, einer Frau Michel, ging, dem ihm die Tür öffnenden Diener als Trinkgeld eine 500 Frankennote in die Hand zu drücken pflegte. Und auch den jüngeren Offizieren entglitt oft genug, sobald sie reichlich getrunken hatten, der dünn aufgetragene gesellschaftliche Firnis; nach ihren Gelagen, deren Heiterkeit oft den Weckruf des Morgens verschleuderte, und bei denen sie Sektflaschen zu entforcken liebten, indem sie ihnen Pistolenkugeln durch den Hals jagten, fielen die Becher infolge hochgradig überreizten Nervensystems wohl dem „Porzellanfieber“ anheim: Teller, Schüsseln, Gläser und Flaschen wurden dann kurz und klein geschlagen; es fehlte ohne solche Exzesse den Festen, die der Hauch des Parvenütums umschwebte, die rechte Weihe. Gings aber ins Feld, so zeigte sich, daß in diesen lustigen Kreisen der Glaube an trübe Ahnungen weit verbreitet war: eine zerbrochene Pfeife, ein zersprungenes Glas bedeuteten auch für den Mutigsten den Schlachtentod, wie ihn der General Lasalle erlitt, der, tapfer und abergläubisch wie nur je ein Landsknecht, nachdem das Orakel geweissagt hatte, bei Wagram blieb. Solchen harmlosen Schwächen gefiel es aber manchmal Schandtaten übelster Art; im Rauben und Stehlen befaßen viele Generale — wie Magerau, Vannes oder Massena — ein Geschick, um das gewiegte Zuchthäusler sie hätten beneiden können, und vor Gemeinheiten bedenklichsten Charakters schreckte mancher dieser Offiziere mit klingendem Namen keineswegs zurück. 1807 ließ der Marschall Ney, dem mit der Bagage auch seine Maitressen abhanden gekommen waren, in Gumbinnen sich die vier schönsten Mädchen der Stadt aussuchen, um seinen Verlust zu ersetzen, und in Venedig trieb 1796 Magerau die Nonnen aus ihren Klöstern in die Bordelle. Mehr Humor bewies er in

Pavia, wo er die Bürgerschaft für die Wonnen, die er bei einer Priesterin der Venus genossen hatte, haßbar machte, indem er das Mädchen mit einer Tratte auf die Stadt entlohnte. Wir sehen, zu Grafen und Fürsten konnte Napoleon seine Generale machen, aber nicht zu Edelleuten in des Wortes bester Bedeutung.

Allerdings gab es auch solche von altem Schrot und Korn in der Armee, wie — ich führe nur diesen einen an — Herrn v. Narbonne, der allen Frauen die Köpfe verdrehte, zumal seine Geburt das Dämmerlicht eines recht pikanten Geheimnisses umschwebte: er sollte ein Sprößling Ludwigs XV. sein, erzeugt im verbrecherischen Liebesbunde mit der eigenen leidenschaftlichen Tochter. Die Wahrheit dieses Gerüchtes ist durch nichts erwiesen, aber man weiß, welchen Zauber ein solcher Nimbus auf alles, was weiblich heißt, auszuüben pflegt. Ganz besonders waren Salonhelden aber in Berthiers Generalstabe vertreten; dieser lieferte für die Pariser Bälle die unermüdblichsten Tänzer, und die Damen des Hofes inklinierten stark für die schneidigen Galopins. Der eleganteste unter ihnen ein Herr v. Canouville, dessen Dolman Diamantknöpfe zierten, hatte sogar eine Zeitlang ein Verhältnis mit der Prinzessin Pauline, einer Schwester des Kaisers, und ein anderer, ein Graf Flahault, stand später in zarten Beziehungen zu der Kaiserin Josephine Tochter Hortense, der Königin von Holland, die ihm einen Sohn gebar, den unter Napoleon III. als Minister bekannt gewordenen Herzog v. Morny. Stürmisches Draufgängertum, wie es Siegern eigentümlich ist, charakterisierte diese Herren auch beim Liebeswerben, und da sie ganz zweifellos die Kunst verstanden, die holde Weiblichkeit zu gewinnen, waren sie von vornherein in der glücklichen Lage, die Hälfte der Menschheit auf ihrer Seite zu haben. Mit Offizieren tanzten die jungen Mädchen der besseren Gesellschaft am liebsten und wollten womöglich solche heiraten, und die napoleonischen Paladine entnahmen ihre Gattinnen denn auch gern dem von den Töchtern vornehmer Familien besuchten Institute der Madame Campan. Der Kaiser ließ sogar ein Verzeichnis reicher Erbinnen aufstellen als eine Art Marschroute für heiratslustige Offiziere, und manche von ihnen, wie Rapp, Marmont und Duroc, wählten Bankierstöchter zu Frauen — Verbindungen, die keineswegs immer die an sie geknüpften Hoffnungen erfüllten; den jungen Pensionärinnen, die die Welt durch die Prismen ihrer Illusionen betrachteten, erschienen derartige Ehen zunächst in farbigem Glanze; das reale Leben hatte aber oft ein ganz anderes Gesicht, und manche von ihnen wurden mit Schmerzen gewahr, daß das Glück einem bunten, aber flüchtigen Schmetterlinge gleicht, der denen, die nach ihm haschen, oft davonflattert und ihnen höchstens als wehmütiges Denkmal glücklicher Augenblicke eine Spur seines leuchtenden Flügelstaubes an den Fingern zurückläßt. Manches junge Mädchen freilich fand alle seine Träume verwirklicht, wie die Gemahlin des als grausam und herzlos verschrienen Devout, der ein ausnehmend liebevoller Gatte und Vater war. Aber auch diejenigen Frauen höherer Offiziere, die auf ein volles Herzensglück verzichten mußten, durften sich meist an Schätzen anderer Art erfreuen, denn ihren Männern bot sich auf den weiten Kriegsfahrten leicht Gelegenheit, in den Besitz kostbarer Juwelen zu gelangen, mit denen sie bei der Heimkehr ihre Gattinnen schmückten. Besonders tapfere Frauen suchten ihre Lebensgefährten auch wohl im Feldlager auf, oft freilich, um dort Schreckliches zu erleben; so mußte die Generalin René mit ansehen, wie andalusische Bauern ihren Mann in einen mit siedendem Öl gefüllten Kessel steckten, um dann dasselbe Schicksal zu erleiden. Manche Generale — es sei nur Masséna genannt — nahmen auch ihre Liebchen mit ins Feld, die dann wohl, als Männer verkleidet, im Handgemenge tapfer an ihrer Seite fochten; des genannten Marschalls Freundin in der Uniform eines Dragoner-Offiziers. Die Amazonenkönigin Penthesilea Hypsikrate, ein Rebsweib des Mithridates, das neben ihm ritt und stritt, und Fulvia, die Gemahlin des Markus Antonius, die man häufig im Waffenschmuck sah, steigen vor unserem geistigen Auge empor. Und wieder andere Offiziere knüpften Verbindungen mit den Frauen von Kameraden an; so hatte

Junot, als er in Portugal kommandierte, ein Verhältnis mit der niedlichen Gattin des ihm unterstellten Artillerie-Obersten Foy, das diesem die Stelle eines Brigade-Generals eintrug. Auf die Nationalität solcher Bihoune-Freundinnen legte natürlich niemand Gewicht; der Marschall Lannes z. B. verbrachte, obwohl im Jahre 1809 das kaiserliche Heer gegen Österreich ins Feld gezogen war, die Stunden vor der Eßlinger Schlacht, in der er tödlich verwundet wurde, in den Armen einer schönen Wienerin.

Wenden wir uns nun den Frauen der hohen Offiziere zu, so sehen wir, daß auch diese zum Teil niederen Sphären entstammten. Die scharf gewürzte Anekdoten liebende Gattin des Marschalls Lefebvre war in ihrer Jugendzeit Wäscherin, diejenige des Marschalls Brune Modistin gewesen; Marschall Mortier hatte eine Tochter des Wirtes vom „Wilden Mann“ in Koblenz geheiratet, und die Mutter der Marschallin Ney der Königin Marie Antoinette als Kammerfrau gedient, eine Abtammung, die die Gemahlin des „Tapfersten der Tapferen“ freilich keinen Augenblick hinderte, mit großem Selbstbewußtsein aufzutreten. Geistig erwiesen sich die Gattinnen derjenigen Offiziere, die zu Napoleons vertrautem Kreise gehörten, meist als recht unbedeutend, wenn es auch rühmliche Ausnahmen gab, wie Frau Junot, die Herzogin von Abrantès, die außer interessanten Memoiren einen Kommentar zur Apokalypse schrieb. Sie waren meist sehr jung, und wenn ihre Bildung vernachlässigt erscheint, kann das nicht wundernehmen; hatten sie doch ihre Kinderzeit während der Jahre der Revolution verlebt, als es Klöster, die „Lyzeen“ jener Tage, nicht gab. So trieb denn in diesen Kreisen der Aberglaube die üppigsten Blüten, und manche Offiziersfrau gab ihrem Gatten, wenn er ins Feld zog, wohl einen Talisman mit. Abergläubisch zu sein, gehörte sogar zum guten Ton, und die Kaiserin konnte auf diesem Gebiete geradezu als Muster dienen. Daneben finden wir eine starke Oberflächlichkeit, die sich zumal in arger Verschwendung zeigte; Frau Junot z. B. hatte einst im Magazin „Mère de famille“ für Garn und Nadeln eine Rechnung von 10 000 Franken zu bezahlen, und manche Frau eines höheren Offiziers entnahm mit Vorliebe, auch auf Kredit, Waren von dem Juwelier Foncier, der ein berühmter Mann geworden und in Mode gekommen war, nachdem er die Kaiserkrone Napoleons gefertigt hatte. Allerdings gab es in diesen Sphären auch Damen, die andere Künste verstanden als diejenige, sich zu schmücken; Musik z. B. wurde viel getrieben: Frau Ney, die spätere Fürstin von der Moskwa, die eine hübsche Stimme hatte, sang, wie uns der preussische Kapellmeister Reichardt auf Grund eigener Beobachtung melden kann, schwere Sachen aus Partituren vom Blatt, und auch die Marschallin Suchet war sehr musikalisch. Mit der ehelichen Treue aber nahmen es manche dieser Schönen ebenso wenig genau wie ihre Gatten, und Gelegenheit zu Liebeleien fand sich leicht, da der Kaiser wünschte, daß die Offiziersfrauen auf Bälle und in Gesellschaften auch dann gingen, wenn ihre Männer im Felde standen; ein Befehl, dem nachzukommen vielen nicht schwer wurde. Und hatte Josephine es nicht ebenso gemacht, als der General Bonaparte in Italien und Ägypten war? Gleich ihr unterlag diese und jene der an sie herantretenden Versuchung. Denn in einem Punkte unterschieden sich die Frauen vor, während und nach der Revolution nicht voneinander, das ist die Genußfreudigkeit in der Liebe. Auch die, wie oben erzählt, hochgelehrte Frau Junot wurde zum Beweise für die alte Wahrheit, daß der Verstand oft vom Herzen zum Narren gehalten wird: sie erwies sich — Metternich hätte davon erzählen können — nicht durchweg als Tugendheldin, wobei sie ja allerdings die Untreue ihres Gatten nur mit gleicher Münze zahlte. Und auch Frau Foy genügten, wie wir sahen, die Huldigungen ihres geistvollen Mannes nicht; aber wenn sie vor dem Höchstkommandierenden kapitulierte, folgte sie damit nur den Spuren der Madame Fourès, der Gattin eines Hauptmanns, die einst im Lande der Pyramiden den Lockungen Bonapartes erlegen war. Vielleicht war es das böse Beispiel der Frau Foy, das ansteckend auf Frau Thiébault wirkte, die Gattin des

Generals, der in Portugal Junots Stabschef war; auch diese hielt ihrem sie vergötternden Manne die Treue nicht. Aber sie fand Verzeihung; unter Kame-raden nahm man es mit solchen Dingen augenscheinlich nicht so genau, seit der Kaiser mit gutem Beispiele vorangegangen war; und es zeigte sich dann wohl, daß Ehen, wenn auch mal gekittet, noch lange Jahre hielten. Auch die Mar-schallin Mey, die gern hasardierte, soll Spielschulden mit Galanterien bezahlt haben; doch mag man immerhin bedenken, daß einerseits Frau Fama, hellhörig, flügelstark und geschwätzig, eine Gottheit ist, der es nie an Gläubigen fehlt, und andererseits in den Memoiren der Kaiserzeit viel böse Zungen zischeln. Charak-teristisch für die Zustände innerhalb der dem Bereiche unserer Darstellung ange-hörenden Kreise ist auch — was Stanislas Girardin in seinem Buche: *Journal et Souvenirs* erzählt —, daß Napoleon einen seiner Generale, der sich bei ihm beklagte, seine Frau sei durch Murat, des Kaisers Schwager, zur Untreue gegen ihn verführt worden, geantwortet habe: „Ich hätte keine Zeit übrig, mich mit den Staatsgeschäften abzugeben, wenn ich die Sachen aller Hahureie an meinem Hofe auf mich nehmen wollte.“ Es gab dort eben Männer genug, die sozu-sagen Ehebrecher von Beruf waren. Den mannigfachen Verfehlungen hoch-gestellter Frauen gegenüber finden sich allerdings auch Beispiele rührender Gattinnentreue; ein solches bietet die tapfere, bildschöne Herzogin von Reggio, die zweite Gemahlin des Marschalls Dubinot, eine verweidlichte junge Frau, die ihren schwer verwundeten Gatten bei einer Kälte, die den Eskorte bildenden Krassieren Eiszapfen an den Bärten wachsen ließ, aus Rußland holte und durch treue Pflege vom Tode rettete.

Die Damen vom Zivil

Ähnlich wie in der den militärischen Kreisen zugehörigen Frauenwelt sah es aber auch bei den Damen der oberen zivilistischen Gesellschaftsschichten aus. Auch hier war echte Bildung eine Seltenheit, wenn sich auch manche Schöne mit dem Schleier irgend einer interessanten Geisteseigenschaft zu drapieren oder den Schein zu erwecken suchte, sie sei — etwa mit Literatur — wenigstens notdürftig gepudert. Wie bunt gemischt diese Zirkel waren, zeigt recht deutlich die Tatsache, daß es ihnen selbst an langfingerigen Mitgliedern nicht fehlte: es kam, wenn die Wogen des Vergnügens recht hoch gingen, wohl vor, daß ein wertvoller Schal, den die Eigentümerin ohne Aufsicht gelassen, oder ein kostbares, nicht genug behütetes Kleinod derartigen nach Beute spähenden Salonpiratinnen zum Opfer fiel. Denn sich zu schmücken war das Bestreben auch dieser oft mit Diamanten förmlich gepanzerten Damen; auch sie waren Muster von Eleganz, und auch sie besaßen das beneidenswerte Talent, sich ihrer persönlichen Note entsprechend zu kleiden und die Mode durch ihren subjektiven Geschmack gewissermaßen zu indi-vidualisieren. Die berühmten Konfektionsgeschäfte von Lenormand und Leroy lieferten, wie der übrigen Hofgesellschaft, so auch ihnen die solchen Zwecken dienen- den Roben und Modeartikel. Und über Wit, Takt und Geschmack, den wichtig- sten Ingredienzien einer fesselnden Unterhaltung, verfügte gar manche dieser Damen; wie gewandt zog sich — es genüge dies eine Beispiel — Frau v. Souza, die dem Flahaultschen Familienkreise angehörte, aus der Affäre, als der Kaiser ihr, die eben von Berlin heimgekehrt war, die prekäre Frage vorlegte, ob man dort Frankreich liebe! Da sie nicht vorbehaltlos ja sagen und ebensowenig mit einem glatten Nein antworten wollte, meinte sie sehr fein: „Ja, Sire, man liebt Frankreich . . . wie die alten Frauen die jungen lieben“ — eine Antwort, die dem Herrscher ausnehmend gefiel. Und auch in diesen Sphären verfügte manche Dame über künstlerische Fähigkeiten, die freilich ab und zu wunderbaren Zwecken dienstbar gemacht wurden. So besaß Frau Benoit, die Gattin des Herrn, der die Personalangelegenheiten im Ministerium des Innern bearbeitete, ein frei- lich nicht gerade bedeutendes Malalent, aus dem der findige Gatte, um die fehlende Mitgift zu ersetzen, aber doch dadurch Kapital zu schlagen wußte, daß er

den Herren, die sich um Staatsämter bewarben, nahe legte, bei seiner Ehehälfte Bilder der kaiserlichen Majestät zu bestellen. Ein solches für einen besser bezahlten Beamten gefertigtes größeres Gemälde trug immerhin seine 50 000 Franken ein. Durch diesen sinnreichen Trick gewann das Ehepaar die zur Repräsentation notwendigen Mittel. Denn flott leben wollte man in allen Zirkeln des kaiserlichen Kreises, dessen Damen, auch soweit sie dem Zivil angehörten, sich genau so wenig zu Nonnen eigneten wie etwa diejenigen, die früher am Königshofe ihre Rolle gespielt hatten; Leidenschaften sind eben zeitlos, und „Sitten sind nur da für das Volk“, hatte einst die stolze Herzogin v. Gramont gemeint. Frauen beherrschten durchweg das Terrain, und oft genug mußte, wer den Schlüssel zu einem Rätsel vermisse, der Mahnung eingedenk sein: *Cherchez la femme!* Natürlich blühte unter solchen Umständen, obgleich Sheridan's School for Scandal, in der die Klatschsucht bestraft wird, schon vor einem Menschenalter geschrieben war, die Sucht zu lästern, und wo Gerüchte rauschenden Fluges durch die Luft schwirren, pflegen die Menschen ihre Ohren weit zu öffnen. Und manchmal erwies sich die *Chronique scandaleuse* in der Tat als zuverlässig, und auch für andere vornehme Damen galten die Worte der Herzogin von Abrantès, deren Wahrheit sie an sich selbst zu ihrem Kummer erfahren hatte: „Es gibt Frauen, die nie einen Erfolg verzeihen und das Leben anderer durchwühlen, um irgend einen Irrtum der Vergangenheit auszugraben.“ Gab es doch wie zu anderen Zeiten, so auch in den Tagen des Empire eine Menge Damen, die sich bei dem Anblick einer ganz vollkommenen Tugend aus leicht begehrlichen Gründen nicht recht wohl fühlten. Sie sahen, wenn auch nicht ohne einen gewissen Neid, lieber auf Frauen wie die Gräfin d'Orsay, die zur Zeit der Kaiserkrönung Napoleons ein Liebesverhältnis mit dem General Dorjenne unterhielt, und von der man sagte, sie habe den schönsten Gatten und den schönsten Liebhaber in ganz Frankreich. Versuche, dem oberflächlichen, frivolsten Zone, wie er sich in den Salons der napoleonischen Ära eingebürgert hatte, ein Ende zu machen — Frau Maret, die Herzogin von Bassano, bemühte sich in diesem Sinne — oder ihn durch einen würdigeren, ernstern zu ersetzen, scheiterten oder fanden doch wenigstens keine Nachahmung.

War zu viele Frauen jener Zeit besaßen eben eine ausgesprochene Elastizität des Herzens und suchten ihren Ehrgeiz nicht im entferntesten darin, die Graujamen zu spielen; ja es gab nicht wenige unter ihnen, die achtungsvolle Zurückhaltung des Mannes als eine Beleidigung ihrer Reize empfanden. Zwischen Verbot und Erlaubnis schwankte manche lange hin und her, bis schließlich, wie gewöhnlich, das Positive über das Negative siegte und die Ehe — für viele jedenfalls das Reizvollste an ihr — gebrochen wurde. Man muß allerdings zugeben, daß zahlreiche Frauen erst allmählich, sozusagen mit kriegerischen Ehren, kapitulierten und, wenn sie fielen, dies nicht ohne eine gewisse Grazie taten, selbst wenn sie ihre Liebe mit gutem Profit feilboten. Dann wollten diese galanten Damen als Ersatz für den Verlust ihres guten Rufes aber auch genossen. Und kam mal ein Liebhaber abhanden — er konnte leicht ersetzt werden, denn die Holden verwandten im Plänklerkriege der Liebe mit großem Geschick alle Waffen ihres reichhaltigen Arsenal; selbst aus ihren Schleiern wußte diese und jene eine Verjüngung zu machen, und Disziplinosigkeit der Pupillen war eine weit verbreitete Modetracht. So hörte man erotische Funken knistern, bevor die Flamme aufschlug. Und wäre es nicht in der Tat eine unverzeihliche Härte gewesen, den sprechenden Augen einer schönen Frau zu gebieten, daß sie stumm sein sollten? Für passende Gelegenheiten hüllten Simulantinnen sich freilich auch wohl in das Gewand der Schamhaftigkeit, wie sie etwa eine Tändelschürze ansteckten, aber wie leicht kann man sich einer solchen entledigen, wenn sie lästig wird! Und wie widersprachen sich die Charaktere! Die eine war förmlich darauf erpicht, ihre Triumphe zu erzählen, die andere bemühte sich, ihre Fehltritte zu verbergen bis auf die letzte Spur! Die Frauen früherer Zeiten hatten es in Fällen von

Treulosigkeit allerdings besser gehabt: ihnen glaubte man noch, daß sie von ihren Liebhabern durch Zaubermittel verführt seien, und sprach sie von Schuld und Fehle frei, wie es Katharina, der Gemahlin Peters des Großen, ergangen war, die zu einem Kammerherrn in allzu nahen Beziehungen gestanden hatte. Den ersten Liebhaber verzieh freilich auch jetzt wohl noch mancher Mann seiner Frau, und von den Nachfolgern ahnte er nichts, weil jene mittlerweile schlauer geworden war. Aber auch diese moralisch keineswegs intakten zivilistischen Kreise entbehrten, wie die militärischen, nicht völlig des Sinnes für die Kunst; die Gattin des Ministers Régnault de Saint Jean d'Angély, die zur Zeit des Konsulats ein Verhältnis mit Joseph Bonaparte, des Ersten Konsuls ältestem Bruder, gehabt hatte, eine Frau, in der sich antike Schönheit mit moderner Empfindsamkeit in wunderbarer Weise mischte, erfreute ihre Freundinnen und Freunde häufig durch sehr achtungswerte musikalische Darbietungen. Ihr Herr Gemahl dagegen glänzte als Akthlet: eins seiner Bravourstücke war, nach einem guten Diner seine Tischdame, der er die linke Hand reichte, während sie mit ihrem linken Fuße auf seiner rechten Hand stand, um die Tafel zu tragen. In der Welt der Diplomatie fanden sich aber im Gegensatz zu den Frauen der meisten Generale auch reifere, doch deswegen keineswegs weniger anziehende Damen, denen der frisch sprudelnde Born der Liebe durchaus noch nicht zu Eis erstarrt war; auch unter ihnen blühten mancher vielleicht im Garten der Erinnerung Rosen, wenn auch nicht ohne die spigen Dornen, an denen so manches Schäfchen Wolle hängen läßt, wenn es sich von dem breiten Wege verirrt, den die große Herde zieht. Doch selbstquälerische Anwandlungen raubten auch diesen Frauen wohl selten die Ruhe der Nächte. Vorherrschend waren allerdings auch unter den Damen vom Zivile die jugendlichen Elemente, und an dieses Edelwild pirschten sich auch hier gern raffinierte Genießer heran und fühlten sich glücklich, Mitschuldige zu sein an dem ersten Fehltritt einer bisher tugendhaften Frau. Selbst reiferen Männern blühten Erfolge; sie verdankten diese häufig einem Gefühle des Vertrauens, das sie erweckten. So gab es denn auch in der zivilistischen Welt viel gehörnte Ehegatten, und hier und da sah ein Kind einem im Hause Verkehrenden weit ähnlicher, als es einem bloßen Freunde der Familie zu gleichen verpflichtet war.

Es ist klar: unzählige Frauen der während der napoleonischen Ara tonangebenden Pariser Gesellschaft hatten einen moralischen Knacks; aber derartige Bagatellen fielen nicht ins Gewicht, ja man respektierte die Liebe sogar noch in denjenigen, die sie verkauften, und die Sinnenfreude, als deren Priesterin sie gelten konnte, gab der Kurtisane eine Art Weihe, ganz wie einst in Rom, wo die Halbweltlerin Flora, kurze Zeit intime Freundin des Pompejus, eine solche Rolle spielte, daß ihr Bild im Rastorentempel als Schmuck aufgestellt wurde. Es war der Standpunkt, den der Dichter des „Neuen Tanhäuser“ einnimmt, wenn er singt:

„Ihr sagt, sie sei nur eine Dirne,
Schön, doch gemein trotz alledem;
Ich aber seh' auf ihrer Stirne
Der Venus heil'ges Diadem.“

Man lebte in dem zerstreuenden Taumel eines ununterbrochenen Liebesrausches — bis Leipzig und Waterloo kamen und damit der Ushermittwoch nach durchtottem Karneval.